Wilfried Engemann (Hg.)

nap
new academic press

Theologie als Beruf

Praxistest einer akademischen Disziplin

Wilfried Engemann (Hg.)

Theologie als Beruf

Praxistest einer akademischen Disziplin

Wilfried Engemann (Hg.)

Theologie als Beruf

Praxistest einer akademischen Disziplin

new academic press

Diese Publikation wurde ermöglicht durch die Unterstützung folgender Institution:

universität wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.de abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abbildungen:
S. 7: © Erich Foltinowsky (Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Wien)
S. 62, Abb. 1: © Diakonie.at in Zusammenarbeit mit Identum – Agentur für Markencharisma
S. 63, Abb. 2: © Diakonie.at in Zusammenarbeit mit Identum – Agentur für Markencharisma
S. 63, Abb. 3: Zwei Fragmente einer Pietà, Prag um 1400. Foto: © Staatliche Museen zu Berlin, Skulpturensammlung und Museum für Byzntinische Kunst/Fabian Fröhlich.
S. 213, Abb. 4: © Mag. Gudrun Maren Jusner, Wien/Klagenfurt
S. 213, Abb. 5: © Mag. Gudrun Maren Jusner, Wien/Klagenfurt
S. 215-216 © Fanny Anrold (dform Büro für Design Ges.n.b.R.)

Cover: 3bk-design – Max Bartholl

© 2022 by new academic press, Wien, Hamburg
www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-7003-2293-1

Druck: PrimeRate, Budapest

Inhalt

Zum Geleit 7

Evangelische Theologie – Berufswissen und Handwerk. 13
Pfarrer sein auf dem Boden der eigenen Existenz
von Wilfried Engemann

Zwischen Menschen und Traditionen. 29
Von Wahrheit und Stimmigkeit, Haltung und Gelehrsamkeit
von Marianne Pratl-Zebinger

Helfen als Christusbegegnung 49
von Maria Katharina Moser

Theologie zwischen Empirie und Logik. 65
Benötigen (un)sichere Zeiten eine Revolutionierung des Gottesgedankens?
von Matthias Geist

Die Ideen fallen nicht vom Himmel. 79
Theologie in der Begegnung
von Arno Preis

Links? Rechts? Reich Gottes? 99
Zur politischen Verortung von Theolog(i)en
von Roland Kadan

Studium im Praxischeck. 117
Universität und Gemeindearbeit im Wechselspiel
von Lars Müller-Marienburg

Gott in mein Leben hineinbuchstabieren. 133
von Andreas Fasching

„Mündig glauben – verantwortlich handeln“ 147
von Andreas Hochmeir

Der Traum von einer besseren Welt 161
von Gisela Ebmer

Von Außen. 181
Nutzen und Nachteil der Theologie für das Leben
von Martin Carmann

Vortraghören statt Lehrbuchlesen? 195
Alumnivorträge als Quellen praktisch-theologischer Reflexion im theologischen Studium
von Bernhard Lauxmann

Anhang
Faksimile des Vortragsprogramms der Alumni 214

Zum Geleit

Das vorliegende Buch präsentiert Vorträge, die im Rahmen der Auftaktveranstaltung zum 200-Jahr-Jubiläum der Evangelisch-Theologischen Fakultät im Sommersemester 2021 an der Universität Wien gehalten wurden. Die Veranstaltungsreihe stand unter dem Thema: „Praxisfelder als Testfälle der Theologie – Alumni nehmen Stellung. Erfahrungen aus Kirche, Schule, Diakonie und Wirtschaft“[1].

Mit solchen „Rückmeldungen“ aus der Praxis einzusteigen war der Einsicht geschuldet, dass es bei einer 200-Jahr-Feier nicht nur darum gehen kann, eine Erfolgsgeschichte zu bilanzieren, das Werden einer Institution nachzuzeichnen oder eine theologiehistorische Spurensicherung vorzuneh-

1 Das Programm haben wir am Ende dieses Bandes als Faksimile eingefügt.

men. Eine wissenschaftliche Einrichtung wie eine Fakultät sollte sich angesichts ihrer 200jährigen Wirkungsgeschichte auch fragen, was die Personen, die ein akademisches Studium durchlaufen haben, heute mit ihrem Fachwissen anfangen können, welche Theologie sie sich zu eigen gemacht haben, welche Art von theologischer Kompetenz sie erworben haben, wie sie theologisch denken und wie sie rückblickend die ihnen vermittelte akademische Theologie beurteilen.

Dementsprechend unternehmen die Autorinnen und Autoren dieses Buches den Versuch, basierend auf konkreten Wahrnehmungen im Kontext beruflicher Praxis – also anhand von Momentaufnahmen vor Ort – den signifikanten Bedarf an Theologie heute zu markieren. Während im akademischen Tagesgeschäft die Praxis häufig erst anhand bestimmter Theoriemodelle in den Blick kommt, wird hier mit einer umgekehrten Perspektive gearbeitet: Die Vortragenden kommen von konkreten Erfahrungen, Erkenntnissen und Erwartungen her auf die Theologie zu sprechen, mit der sie heute arbeiten: fragend, analytisch, kritisch, wegweisend. Dabei wird deutlich: Eine Theologie, die sich nicht von den Herausforderungen der Gegenwart provozieren lässt, gefährdet ihre eigene Zukunft; ohne begründete Aussichten und Visionen wiederum entgleitet der Theologie die Gegenwart, verliert sie an Relevanz. Dessen war sich die Fakultät bei der Wahl des Themas dieses Jubiläums[2] sowie des Formats der ersten Veranstaltungsreihe bewusst.

Die Autorinnen und Autoren nähern sich auf induktivem Wege den Argumentationsmustern einer zeitgenössischen Theologie. Von welchen Prämissen und Perspektiven lassen sie sich dabei bestimmen? Wo können ehemalige Studierende, die heute in seelsorglichen, pädagogischen oder diakonischen Berufen arbeiten, an einst erworbenes Wissen anschließen? Was hat sich bewährt? Von welchen Wissensbeständen wird aufgrund von Plausibilitätsverlusten womöglich gar kein Gebrauch mehr gemacht? Auf solche Fragen gehen die in diesem Band versammelten Beiträge aus verschiedenen Perspektiven ein.

2 Das sich über zwei Semester mit zahlreichen Veranstaltungen erstreckende 200-Jahr-Jubiläum stand unter dem Motto: „Theologie der Zukunft – Zukunft der Theologie. An der Universität, in der Kirche, für die Gesellschaft." Das gesamte Programm ist weiterhin unter diesem Link abrufbar: https://etf200.univie.ac.at. Alle Vorträge und Statements sind dort auch als Video aufgezeichnet; zahlreiche Texte und Fotos ergänzen die umfangreiche Dokumentation. Demnächst werden auch die anderen Teile dieses Jubiläums in einer Festschrift präsentiert: Theologie der Zukunft – Zukunft der Theologie. Festschrift zum 200-Jahr-Jubiläum der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, hrsg. von Uta Heil und Annette Schellenberg (= Wiener Jahrbuch für Theologie, Bd. 14), Göttingen 2023.

Mit dieser Herangehensweise soll keineswegs einer besseren Verzweckung der Theologie das Wort geredet werden. Das käme einer Reduktion des theologisch-akademischen Diskurses auf nützliche Anwendungsfälle im Leben des Einzelnen, der Kirche und der Gesellschaft gleich. Allerdings soll die nach wie vor universale Anlage eines Studiums der Theologie durchaus dazu befähigen, selbst als Theologe, als Theologin aufzutreten, gut begründet zu argumentieren und notwendige Entscheidungen anzubahnen. Kurz gesagt: Theologie *zu studieren* soll dazu befähigen, *selbst Theologie zu treiben* (nicht nur, sie gut rekapitulieren zu können). So kann z.B. exegetisch-hermeneutische Kompetenz, die man sich im Laufe vieler Jahre aneignet, dazu beitragen, fundamentalistische Tendenzen im Umgang mit der biblischen Tradition zu erkennen und anzusprechen. Ein anderes Beispiel ist die systematische Auseinandersetzung mit dem Glaubensbegriff: Sie ermöglicht es, Glauben auch als Beziehungskategorie verstehen zu können und dem Missverständnis zu wehren, es ginge dabei vor allem um ein Sich-Durchbeißen zu unglaublichen Gewissheiten.

Die vielen konkreten Situationen, in denen es nötig ist, von einer stimmigen theologischen Argumentation operativ Gebrauch zu machen, lassen sich nicht vorhersagen. Antworten und Lösungen können daher auch nicht als Nachschlagewerk für Standardsituationen in Pfarramt, Schule oder Diakonie zum Abschied des Studiums mit auf den Weg gegeben werden. Das bedeutet aber nicht, auf klare Vorstellungen vom protestantischen Profil der religiösen Praxis des Christentums zu verzichten, auf überprüfbare Kriterien bei der Inszenierung eines Gottesdienstes oder auf eine Menschen gerecht werdende Anthropologie im seelsorglichen Umgang mit Ratsuchenden – um nur einige der Bildungsziele akademischer Theologie zu nennen.

Angesichts der didaktischen Herausforderungen, vor die die Vermittlung einer zeitgenössischen Theologie erfahrungsgemäß stellt, setzt das Buch mit Beobachtungen und Überlegungen zum Verständnis des Pfarrberufs und zum Kern theologischer Kompetenz ein: „Evangelische Theologie – Berufswissen und Handwerk“. Dieser Beitrag von *Wilfried Engemann* geht auf die Notwendigkeit des Existenzbezugs theologischer Arbeit ein und zeigt, welche Rolle dabei das jeweils vorherrschende Verständnis von „Christentum“ spielt, was mit „Subjektbezug“ im Pfarr- oder Lehramt gemeint ist und welche Art theologischer Kompetenz die „Kommunikation des Evangeliums“ braucht.

Marianne Pratl-Zebinger positioniert sich als Theologin, indem sie mit ihrem Beitrag „Zwischen Menschen und Traditionen" schnörkellos, jedoch ausgesprochen bildhaft auf Grundelemente des christlichen Glaubens eingeht und ihre theologische Arbeit mit Bezug auf ihr Gottesbild, ihr Verständnis von biblischer Überlieferung sowie von Gemeinde bzw. Gemeinschaft charakterisiert. *Maria Katharina Moser* markiert den bleibend zeitgenössischen Charakter des Christentums, indem sie dessen diakonische Dimension theologisch vertieft und „Helfen als Christusbegegnung" qualifiziert. Demgegenüber setzt *Matthias Geist* mit seinem Beitrag nachdenkliche Impulse für eine angemessene Verwendung des Gottesbegriffs. Er erläutert, inwiefern sich die Theologie nicht unter Berufung auf „Gott" als wohlfeile Antwortlieferantin auf jegliche Lebensfragen (mit „Gott" als „Lösung") präsentieren kann, wohl aber als eine Wissenschaft, die – gerade wenn sie auf „Gott" Bezug nimmt – richtungweisende Fragen aufzuwerfen weiß, die durchaus auf das Leben zielen.

Inwiefern Theologie zu treiben kein bloß kognitiver, auf operationalem Denken basierender Akt ist, sondern aus Interaktionen entscheidende Impulse bekommt, verdeutlicht *Arno Preis* in seinem Vortrag zur „Theologie in der Begegnung". Worauf es zum Beispiel bei einem Leben (aus Glauben) ankommt, wird in der Regel nicht (nach reiflichem Überlegen) als Heilsinformation von der einen Person zu einer anderen weitergegeben, sondern kommt häufig im Akt der Begegnung zum Vorschein.

Roland Kadan reichert das Ringen um eine zeitgenössische Theologie mit politischen Zusammenhängen an und bringt dabei die alte Unterscheidung von „Links" und „Rechts" ins Spiel. Seine Ausführungen unter dem Titel „Links? Rechts? Reich Gottes?" machen deutlich, dass keine politischen Lösungen das Reich Gottes auf die Erde zwingen können, dass sich aber Christen durchaus zu den Bedingungen des Reiches Gottes verhalten können. Er plädiert für eine Theologie, die das stärker zur Geltung bringt. Dazu gehört es wiederum, dass Theologie generell – wie *Lars-Müller Marienburg* in seinem Beitrag ausführt – stärker als argumentativer Referenzrahmen kirchlicher Arbeit geschätzt wird, dass sie in der Praxis zum Tragen kommt – auch und gerade in ihren pluralen Positionen, was ja durchaus nicht mit beliebigen Standortbestimmungen gleichzusetzen ist.

Bei *Andreas Fasching* gewinnt Theologie einen stark erfahrungsbezogenen, „aus dem Leben kommenden" und auf das Leben zielenden Charakter. Das Motto dieser Theologie lautet: „Gott in mein Leben hineinbuchstabieren." Theologie wird demnach um des Menschen willen entworfen; und als

Glaubender darf der Mensch auch ganz Mensch bleiben. ‚Nur' Mensch zu sein ist kein Hinderungsgrund für die Verbundenheit mit Gott. Glauben zielt demnach nicht zuerst auf eine Beheimatung in einer religiösen Sonderwelt, sondern auf Schritte in die Freiheit, auf die Entdeckung des „weiten Raums". *Gisela Ebmer* hebt in ihrem Vortrag „Der Traum von einer besseren Welt" ihrerseits die Dimension der Erfahrung als unerlässliche Basis für eine belastbare Theologie hervor. Reflektierte Erfahrung ist die Voraussetzung für später anstehende Verknüpfungen eigener und fremder Einsichten und – last but not least – für die notwendigen didaktischen Kompetenzen, die eine plausible, stimmige Vermittlung von Religion braucht. Dabei werden implizit die Voraussetzungen und Perspektiven mündigen Christseins angesprochen, wie sie *Andreas Hochmeir* in seinem Beitrag „Mündig glauben – verantwortlich handeln" auf den Punkt bringt. Der akademischen Theologie fehlt etwas Entscheidendes, wenn sie keine Argumentationsmuster für „einen mündigen Glauben und verantwortliches Handeln" bereitstellt und diese Doppelperspektive als zentrales Kommunikationsziel theologischer Praxis im Blick hat.

Zum Abschluss der Vortragsreihe präsentiert *Martin Carmann* – Chief Executive Officer einer eigenen Firma – unter dem Titel „Nutzen und Nachteil der Theologie für das Leben" seinerseits Überlegungen für eine zeitgenössische Theologie. Aus seiner Sicht wird sie den Herausforderungen der Gegenwart nur gerecht, wenn sie sich nicht (länger) daran abarbeitet, die säkulare Gesellschaft als zu überwindendes Problem zu bekämpfen. Carmann markiert die Tradition des Protestantismus als eine Quelle von Impulsen für ein Leben in Freiheit und Verantwortung sowie als Ressource einer Spiritualität, die nicht nur frommen Herzen Orientierung bieten kann.

Bernhard Lauxmann, Post-Doc-Assistent für Praktische Theologie, ist es zu verdanken, dass die Veranstaltungsreihe das Format einer Lehrveranstaltung angenommen hat. In einem eigenen Beitrag fasst er Beobachtungen und Einsichten zusammen, die er und die Studierenden im Rahmen dieser Übung gemacht bzw. gewonnen haben. Damit kommt gewissermaßen – bevor nun dieses Buch die Runde macht – schon eine erste Rezeption der Überzeugungen und Argumente der Autorinnen und Autoren in den Blick. Hochschuldidaktisch interessant an diesem Artikel ist die sich vermittelnde Erkenntnis, wie rasch Studierende – provoziert durch primär nicht referierende, sondern positionelle theologische Beiträge – gleichsam *in medias res gelockt* werden, auf substantielle Fragen theologischer Argumentation stoßen und sich ihrerseits

veranlasst sehen, Position zu beziehen. – Möge dieses Buch seinen Leserinnen und Lesern ähnliche Erfahrungen bereiten und dadurch zu einer zeitgenössischen Theologie beitragen.

Karin Sima (Dekanatsreferentin) und Dr. Bernhard Lauxmann sei herzlich dafür gedankt, dass sie mich bei der Erfassung und Vereinheitlichung der Texte mit großer Umsicht unterstützt haben.

Wilfried Engemann
Wien, im Juni 2022

Evangelische Theologie – Berufswissen und Handwerk.

Pfarrer sein auf dem Boden der eigenen Existenz[1]

von Wilfried Engemann

1. Anknüpfung vor laufender Kamera: „Wo war das Evangelium?“

Im Jahr 2014 produzierten die Regisseure *Chris Wright* (*1972) und *Stefan Kolbe* (*1972) den Fernsehfilm „Pfarrer“.[2] Eine Gruppe von Vikarinnen und Vikaren befasst sich im Laufe dieser Dokumentation in drei Anläufen mit der Frage, was es mit der „Kommunikation des Evangeliums“ auf sich habe und wie man sich daran beteilige. Diese Doppelfrage ist zentral, sowohl für das Tagesgeschäft Theologischer Fakultäten als auch für die Arbeit der Pfarrerinnen und Pfarrer. Ihre gesamte Ausbildung läuft, wenn sie gut läuft, darauf hinaus, dass sie sich auf die komplexen, gleichwohl konkreten und abgrenzbaren Herausforderungen der Kommunikation des Evangeliums gut verstehen, dass sie also vor allem *in der Rolle geübt sind, die ihnen bei diesem Prozess zukommt*. Bleiben wir zunächst beim Film: Er gerät immer dann ins Stocken und wird dabei entsprechend intensiv, wenn die angehenden Pfarrerinnen und Pfarrer versuchen auf den Punkt zu bringen, was den Prozess der Kommunikation des Evangeliums auszeichnet und was er ihnen abverlangt. Sie ringen darum – gegenüber der Film-Crew, gewiss auch voreinander sowie mit dem anwesenden Studienleiter des Predigerseminars –, das als „Kommunikation des Evangeliums“ klassifizierte Anliegen theologischer und pastoraler Arbeit in eigene Worte zu fassen.

Aber sie kommen nicht einmal in die Nähe einer Charakteristik, die erkennen ließe, worauf es dabei ankommt: Etwa auf eine Art der Inszenierung von

1 Neubearbeitete und gekürzte Fassung meines Beitrags „Pfarrerschaft – theologisch gesehen. Befunde und Ideale“ in: Schröder, Bernd (Hrsg.): Pfarrer oder Pfarrerin werden und sein. Herausforderungen für Beruf und theologische Bildung in Studium, Vikariat und Fortbildung (VWGTh 61), Leipzig 2020, S. 233–246.

2 Wright, Chris (Regie/Drehbuch) / Kolbe, Stefan (Regie/Drehbuch) / Deckert, Heino (Produktion): Pfarrer, 93 Minuten (FSK 0), Berlin: Salzgeber 2014.

Gottesdiensten, in denen *die gerade Anwesenden an ihr Leben herangeführt* werden, oder darauf, dass Menschen im Mitvollzug der Liturgie *in ihre Gegenwart durchbrechen*, dass sie ihre Füße auf weiten Raum stellen, selber einen Schritt in Richtung Freiheit gehen, dass sie nach der Predigt genauer wissen als vorher, was sie aus welchen Gründen wollen. Und um auch jenseits von Gottesdienst und Predigt „Kommunikation des Evangeliums" in den Blick zu bekommen: Sie drückt sich nicht zuletzt darin aus, dass Gemeindeglieder, bestärkt durch das nicht abreißende Gespräch untereinander, auch *mit sich selbst* Freundschaft schließen, nachdem – wie der Gottesdienst hoffentlich gezeigt hat – die Beziehungsprobleme mit Gott vom Tisch sind. Kommunikation des Evangeliums fördert überdies das Empfangen- und Gewähren-Können von Zuwendung. Sie motiviert dazu, sich mit Leidenschaft ins Leben zu werfen, hilft, sich in Gelassenheit zu üben und führt mit der Zeit vielleicht auch zu einem neuen Selbstbild. Kurz, Kommunikation des Evangeliums trägt bei denen, die in sie involviert sind, dazu bei, *als Mensch zum Vorschein zu kommen*. Darum geht's!

In der theologischen Ausbildung der Pfarrerschaft sind jedoch bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt *andere* Prämissen gesetzt, als ausgerechnet die Herausforderungen, Voraussetzungen und Möglichkeiten dieses hermeneutisch-existentialen, sich letztlich immer zwischen Personen anbahnenden Prozesses der Kommunikation des Evangeliums zu vermitteln. Umso erfreulicher ist es, wenn es Pfarrerinnen und Pfarrern – wie in den Beiträgen dieses Buches zu lesen – hier und da durchaus gelingt, eigene Pfade zu erkunden und sich theologische Argumentationsmuster anzueignen, die die Kommunikation des Evangeliums auf höchst originelle Weise fördern. Gleichwohl hat die jahrzehntelang gewollte akademische Profilierung mit Schwerpunkten auf den exegetischen, historischen und systematischen Diskursen (die zu kennen noch immer die zuverlässigste Basis für gute Noten ist) Probleme hervorgerufen, denen sich die Vertreter der akademischen Theologie ebenso stellen müssen wir die Pfarrerschaft selbst.

Was auch immer im Zuge einer solchen Betrachtung wahrzunehmen, zu deuten und zu folgern ist, muss daher in beide Richtungen gesagt werden: solidarisch in Richtung der Pfarrerinnen und Pfarrer, kritisch in Richtung des theologischen Fachkollegiums.

2. Religionsbegriff und Berufsrolle Pfarrer

„Ob ich das wohl könnte – das Evangelium am Fließband liefern“[3] – fragt sich einer der Vikare im Film. Er wird diese Frage wenig später verneinen. Im Allgemeinen lassen angehende und gestandene Pfarrerinnen und Pfarrer jene spröde, etwas technisch tönende Formulierung – „Kommunikation des Evangeliums“ – durchaus als Vorgabe für ihren Beruf gelten. Sie sehen darin sogar ihre Hauptaufgabe, das viel beschworene „Eigentliche“[4], wofür sie nach eigenem Bekunden gern mehr Zeit aufbieten würden, wenn sie sie nur fänden – auch wenn sie oft enttäuscht sind, auf wie wenig Resonanz das stößt, was sie doch besonders gut zu können glauben[5]. Von dieser Ambivalenz legen auch einzelne Passagen der Vorträge der Pfarrerinnen und Pfarrer in diesem Band ein beredtes Zeugnis ab.

Es scheint sich aber weniger um ein Zeitproblem zu handeln. In vielen Fällen erweist sich die *überfordernde Vorstellung von der Bewältigung dieser Aufgabe* als das tieferliegende Problem. Sie basiert, dem aufgeklärten Amtsverständnis des größeren Teils der Pfarrerschaft zum Trotz, auf einem Evangeliums-Überlieferungsverständnis, nach dem ihnen die Rolle eines Vermittlers unschätzbarer, gerade *ihnen* anvertrauter Güter zukommt. Als müssten *sie* das Evangelium von A nach B bewegen, von der Tradition zur Situation. In den Kommentierungen dieser Herausforderung durch die Pfarrer selbst klingt die Sorge an, das Evangelium nicht überzeugend genug „rüberzubringen“, so dass „es“ seine Wirkung verfehlen könne. Entsprechend sorgfältig wird das zu liefernde Gut, genannt Evangelium, nach bestem exegetischem und dogmatischem Wissen verpackt, geschnürt und – überwacht von einem hochsensiblen sozialpolitischen Gewissen – auf den Weg gebracht. Eine *verständlicherweise* anstrengende, große Umsicht fordernde Aufgabe.

In der Kommunikation des Evangeliums kommen jedoch Erfahrungen, Überzeugungen und Hoffnungen zur Geltung, die prinzipiell schon da sind. *In actu communicationis* werden sie freilich je neu konkret, gewinnen Plausibilität und Relevanz. Dies hat aber nichts mit der Abwicklung eines Transfers vom Pfarrer zur Gemeinde zu tun, sondern es geht um *ein sich zwischen Personen*

3 Im Originalton des Films lautet dieser Satz: „Das ist die Frage, ob ich das könnte: So etwas [das Evangelium] am Fließband zu liefern.“

4 Vgl. Pohl-Patalong, Uta: Vielfältige Kommunikation des Evangeliums. Das „Eigentliche“ des Pfarrberufs in der Vielfalt der Handlungsfelder, in: PTh 44/1 (2009), S. 25–31.

5 Vgl. Dahm, Karl-Wilhelm: Frust und Lust im heutigen Pfarrberuf, in: DtPfBl 105/5 (2005), S. 232–237, S. 236.

vollziehendes Geschehen, in dem Informationen oft ein Vehikel der Partizipation sind, der Teilhabe an Beziehungen, an Gemeinschaft, an Erfahrungen eines Lebens aus Glauben. Schließlich zielen die kirchlichen Ämter nicht auf eine „Betreuungskirche", sondern eine „Beteiligungskirche"[6], was in den Ordinationsordnungen und landeskirchlichen Dossiers zum Pfarrberuf[7] mit Recht zu dessen Entlastung ins Feld geführt wird.

Ungeachtet dessen geraten theologische und kirchliche Pfarrberufsmodelle immer wieder massiv in die Kritik. Die damit einhergehenden Empörungen münden in den Vorwurf, dass die ins Burnout treibende Überlastung der Pfarrerinnen und Pfarrer in den Rollenkonzepten von Theologie und Kirche schon angelegt sei:[8] Alles werde, so ist zu lesen, von der Person der Amtsträger abhängig gemacht. Es sei an der Zeit auf das ganze Authentizitäts-, Identitäts-, Glaubwürdigkeits- und Kompetenzgeschwafel mit einer amtstheologischen „Entprofessionalisierung"[9] und einer Erneuerung des spirituellen Lebens zu antworten.

Hier wird vieles durcheinandergebracht. Ich beschränke mich auf die Rehabilitierung der personalen Kompetenz[10]: Die in Zusammenarbeit von Seelsorgern und Psychotherapeuten im Laufe der letzten 80 Jahre erarbeiteten Kriterien und Grundlagen zur Aneignung personaler Kompetenz sind ja die *Antwort* auf eine Überforderungserfahrung, nämlich darauf, von der Rolle des persönlich unbeteiligten „Verkünders" überfordert zu sein, in der man als Subjekt nicht nur nicht gebraucht wird, sondern nur stören kann. Demgegenüber machen Pfarrerinnen und Pfarrer heute *auch* die Erfahrung, dass es *durchaus nicht* überfordert, bei der Kommunikation des Evangeliums *bei sich selbst* anknüpfen zu können und nichts weitergeben zu müssen, was sie nicht selbst verstanden und als hilfreich empfunden haben. Personale Kompetenz ist – ebenso wie kommunikative oder konfessorische Kompetenz – durchaus erlernbar und professionalisierbar, mit unzweifelhaftem Entlastungseffekt.[11]

---

6 Lehnert, Volker A.: Facetten des Pfarramts. Zur gegenwärtigen Diskussion um das Pfarrerbild, in: ThBeitr 34 (2012), S. 141–160, S. 158.

7 Vgl. etwa die Studie zum „Amt des Pfarrers und der Pfarrerin in der modernen Gesellschaft", hrsg. vom Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen Waldeck (Didaskalia 53), Kassel 2004, S. 30.

8 Vgl. etwa Halbe, Jörn: Das Elend im Pfarrberuf heute. Lage und Lösungswege, in: DtPfBl 4 (2008), S. 192–196.

9 Halbe, Das Elend, 2008 (s. Anm. 8), S. 196.

10 Vgl. ausführlicher: Engemann, Wilfried: Einführung in die Homiletik, Tübingen ^{3}2020, S. 65–91; ferner grundsätzlich: Ders.: Die Person als Subjekt pastoralen Handelns. Positionen und Perspektiven, in: Ders.: Personen, Zeichen und das Evangelium. Argumentationsmuster der Praktischen Theologie (APrTh 23), Leipzig 2003, S. 273–292.

11 Vgl. dazu auch den Beitrag von Preis, Arno: Die Ideen fallen nicht vom Himmel. Theologie in der Begegnung, in diesem Band S. 79–97.

Hierbei geht es um Kompetenzen, die dazu beitragen, sich in Person, existenzbezogen, dialogisch, glaubwürdig, schlüssig, überzeugend, in zeitgenössischer Solidarität und damit relevant an der Kommunikation des Evangeliums zu beteiligen. Mit einem Postulat der „Machbarkeit" der Kommunikation des Evangeliums hat das nichts zu tun. Der in diesem Zusammenhang immer wieder vorgebrachte Einwand der „Unverfügbarkeit der Wirkung des Wortes Gottes" oder „des Geistes Gottes" usw. gilt nicht allein für die Kommunikation des Evangeliums, sondern für jegliche Kommunikation, in die Menschen involviert sind und die sich daher als hermeneutischer Prozess vollzieht.

Weil die Vermittlung solcher Kompetenzen an die Praktische Theologie delegiert bzw. in die zweite Ausbildungsphase verschoben wurde, sehen sich angehende Pfarrer mit einem Rollenwechsel konfrontiert, auf den sie m.E. unzureichend vorbereitet sind. Gerade noch galt es, auf das Frage-Repertoire der einzelnen theologischen Fächer mit einschlägigen Musterantworten reagieren zu können, jetzt soll es plötzlich ums Leben gehen, und es wird verlangt, aus Theologie Religion zu machen – um nicht zu sagen: aus Wasser Wein.

Gewiss sind auch einige praktisch-theologische Rollenangebote, nach denen sich Pfarrer auf die Sinndeutung verlegen[12], an die biblische Tradition erinnern[13], sich am Modell eines jüdischen Rabbi[14] orientieren und mehr Zeit für Schriftlektüre erübrigen sollen, auf Ausbildungskonzepte bezogen, die eher auf Wissenskompetenzen setzen und den *prozessualen* Aspekt der Kommunikation des Evangeliums unterschätzen. In diese Richtung geht auch das Statement einer kirchlicherseits für die Pfarrerausbildung zuständigen Person. Gefragt, welches Profil die akademische Theologie ihrer Ansicht nach haben sollte, um wirksam auf den Pfarrberuf vorzubereiten, entgegnete sie mit offensichtlicher Wertschätzung und voller Vertrauen in die Arbeit an den Fakultäten: *„Worauf es ankommt? Den Sack mit guter Theologie vollzumachen bis oben hin, damit man sich viele Dienstjahre daraus bedienen kann."*

12 Gräb, Wilhelm: Lebensgeschichten, Lebensentwürfe, Sinndeutung, Gütersloh 1998.

13 Grözinger, Albrecht: Das Amt der Erinnerung. Überlegungen zum künftigen Profil des Berufs der Pfarrerinnen und Pfarrer, in: Ders.: Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh 1998, S. 134–141.

14 Deeg, Alexander: Pastor legens. Das Rabbinat als Impulsgeber für ein Leitbild evangelischen Pfarramts, in: PTh 93/10 (2004), S. 411–427. Michael Klessmann sieht im Priesteramt einerseits und im Rabbinat andererseits zwei historische Wurzeln des Pfarramts, ohne dessen heutiges Aufgabenspektrum auf diese beiden Funktionen zu reduzieren. Vgl. Klessmann, Michael: Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie, Neukirchen-Vluyn 2012, S. 28 f.

Die übrigen drei Punkte sind in der gerade besprochenen Frage nach dem Religionsbegriff und der Berufsrolle Pfarrer schon angelegt. Sie sollen das Gesagte noch ein wenig vertiefen:

3. Der Subjektbezug des Pfarrberufs und die Kategorie der „theologischen Existenz"

„Auf einmal sollen wir kommunizieren, was uns ganz persönlich bewegt," gibt der Studienleiter zu bedenken, als die Formel „Kommunikation des Evangeliums" im Dokumentarfilm *Pfarrer* weiter vertieft wird. Auch wenn das, „was uns ganz persönlich bewegt", für sich genommen noch kein Stoff für die Kommunikation des Evangeliums ist, werden sich die Protagonisten an dieser Stelle des Films eines Begleitumstands ihrer Arbeit bewusst: *Sie geht an die Substanz.* Die Kommunikation des Evangeliums ist eine Art der Verständigung, deren Gelingen in hohem Maße davon abhängt, ob sie – wie *Otto Haendler* (1890–1981) vor circa 80 Jahren für die Pfarrerausbildung geltend machte – von einem *personalen Subjekt*[15] und vom *Boden der Existenz aus* geführt wird.

> Sofern in einer „Pfarrerschaft" jeweils drei Generationen präsent sind – wenn die im Ruhestand sich weiter Engagierenden einbezogen werden –, sind gewiss unterschiedliche Vorstellungen im Spiel, wenn allgemein vom „Existenzbezug der Theologie" die Rede ist: Prägende Erfahrungsmuster einer bestimmten Epoche (erworben z.B. unter den entbehrungsreichen Bedingungen der Kriegs- und Nachkriegszeit) oder einer gesellschaftlichen Entwicklungsphase (gebündelt in sozialpolitischen Diskursen), dominante Argumentationsmuster der während der Studienzeit dargebotenen (z.B. dialektischen) Theologie und andere Faktoren spielen dabei eine Rolle und erheben Anspruch auf „existentielle Relevanz". Im Rahmen dieses Beitrags rede ich vom je gegenwärtigen Existenzbezug als einem (z.B. im Falle einer Predigt) von Sonntag zu Sonntag wechselnden Ausschnitt aus der Lebenswirklichkeit von Prediger und Hörer zum Zeitpunkt der (homiletischen) Interaktion.

15 Vgl. Haendler, Otto: Die Predigt. Tiefenpsychologische Grundlagen und Grundfragen [1941, ³1960], in: Ders.: Schriften und Vorträge zur Praktischen Theologie, eingeleitet, kommentiert und herausgegeben von Wilfried Engemann, Leipzig 2017, S. 269–632. Zum Subjektbegriff in der Praktischen Theologie Haendlers vgl. Engemann, Wilfried: Otto Haendlers Schrift „Die Predigt". Ihre Prämissen, Argumente und Ziele im Spiegel der Rezeptionsgeschichte, in: OHPTh 2, a. a. O., S. 209–267, S. 218–224. Haendlers Vermächtnis ist fast 80 Jahre nach Erscheinen dieses Werkes – und trotz der beachtlichen Verbreitung und prinzipiellen Akzeptanz seiner Prämissen – bei Weiten noch nicht eingelöst.

Man kann einen ganzen „Sack voll Theologie“ auspacken, ohne dabei auf den Boden der eigenen Existenz zu stoßen, und mit Befremden feststellen, dass einem das, was man da Stück um Stück hervorkramt, gar nicht gehört: Man hat es einst aus dem Studium mitgenommen, ohne es sich zu den Bedingungen des eigenen Subjektseins angeeignet und adaptiert zu haben. Pfarrerinnen und Pfarrer kennen die Erfahrung, die in sich stimmigen Argumentationsmuster und begrifflichen Lösungen der Theologie, mit denen sie tagaus tagein jonglieren, teilweise nicht wirklich gebrauchen zu können, weil bei deren Vermittlung die eigene Existenz mit den sie prägenden Erfahrungen nicht mit im Spiel war.[16] Bei einigen Pfarrern hinterlässt das den demotivierenden Eindruck, *sich* nicht gebrauchen zu können – und nicht zu wollen, weil es sie ängstet, solange sie dies als Loslösung von dogmatischen Gewissheiten empfinden.

Für die Kommunikation des Evangeliums ist aber eine assimilierte, stimmige, zu den Bedingungen der eigenen Person erarbeitete, existentiale Theologie unausweichlich. Wo der dazu nötige Prozess in Gang gesetzt wurde, wo im theologischen Handwerk die eigene Handschrift *aufscheint*, die dem rhetorischen, liturgischen, seelsorglichen Interaktionsrepertoire der Pfarrerinnen und Pfarrer eine je unverwechselbare Note gibt, machen sie wiederum die Erfahrung, sich klar artikulieren zu können – und zu wissen, wovon sie sprechen. Wenn Empfinden, Denken, Urteilen, Reden, Glauben und Agieren nicht mehr auseinanderfallen – im Fachjargon sprechen wir dann von einer „integrierten Person“ – können Pfarrer *zugleich* ganz bei sich und ganz bei den anderen sein.[17] Dadurch schwindet die Reiß- und Druckspannung zwischen Glaubenslehre und einem Leben aus Glauben, zwischen Tradition und Situation, die vorher – aus einer Mischung aus Verlegenheit und Verzweiflung – mit einem liturgischen Lächeln und Allgemeinplätzen kaschiert wurde. Und die Berufszufriedenheit wächst.

Unter diesen Umständen ist es sogar möglich, von einer Vorbildwirkung sprechen zu können – wohl wissend, dass nur 33 Prozent der Pfarrerinnen und

16 Vgl. dazu u.a. den Beitrag von Carmann, Martin: Von Außen. Nutzen und Nachteil der Theologie für das Leben, in diesem Band S. 181–194.

17 Das Konzept der „integrierten Person“ zielt nicht auf Perfektionierung menschlicher Kommunikation, sondern auf deren Stimmigkeit, Glaubwürdigkeit und – soweit es um den Pfarrberuf geht – auf Professionalität: Pfarrerinnen und Pfarrer wirken in hohem Maße durch ihre Person. Im Umgang mit *ihr* müssen sie ausgebildet werden und geübt sein. Sie ist für das theologische Handwerk konstitutiv und für die Kommunikation des Evangeliums unentbehrlich. Dass hier in den letzten Jahrzehnten nicht *mehr* getan wurde, hat vielerlei Gründe. Sie reichen von der latenten Fortwirkung dialektisch-theologischer Prinzipien (im Prinzip geht es um eine Orientierung am Wort [Gottes]) bis hin zu der Erfahrung, dass es unkomfortabel ist, „vom Selbst her“ zu reden und sich dadurch angreifbar zu machen. Es ist leichter, etwas zu behaupten als mit Gründen zu argumentieren und Stellung zu beziehen.

Pfarrer diesen moralisch verstandenen Anspruch für sich gelten lassen[18] und die anderen 67 Prozent ihn fürchten. Wenn wir aber dabei *nicht* eine permanent „positive Ausstrahlung" im Blick haben, nicht Dauerfreundlichkeit und Allesverstehertum, sondern mit „Vorbildwirkung" den Versuch meinen, unter den Bedingungen der eigenen Person und ohne Abstriche am eigenen Menschsein darzulegen, was wir unter einem Leben aus Glauben verstehen – kurz, indem wir zeigen, *wofür wir die Kommunikation des Evangeliums selbst brauchen*, können wir sehr wohl Vorbild sein. Mit sich selbst befreundet zu sein kann eine Vorbildwirkung eigener Art entfalten, ohne einen moralischen Anspruch darzustellen.[19]

4. Zur Brauchbarkeit der Theologie im Pfarramt

„Gott und Verstand haben nichts miteinander zu tun, sonst würden wir nicht ‚Gott' sagen"[20] zu dem, woran wir glauben. Mit diesem Satz bringt eine Vikarin die von ihr vollzogene Trennung von Theologie und Religion im Film auf den Punkt. Wo der Regisseur nach dem Sinn des Lebens und nach Gott fragt, also noch denken will, beginnt für sie schon das Bekenntnis-Terrain. Möglicherweise hat sie in Sekundenschnelle erfasst, dass ihr theologisches Berufswissen nicht *dafür* geeignet ist, eine in ihrem Beruf alltägliche Kommunikationssituation professionell zu bewältigen und sich offen, zugewandt, nachfragend, argumentierend auf einen Dialog einzustellen.

Im Gespräch der Vikarinnen und Vikare *untereinander* ist die auf Fachbegriffen basierende Kurzsprache der Theologie bald wieder präsent. Sie kommt auch in ihren Predigten reichlich zur Geltung, wobei allerdings – wie einer aus der Gruppe nachdenklich einräumt – „die echten Fragen" fehlen. Die in den Predigten artikulierte Empörung über diverse Missstände, der Appell, sich für das Gute stark zu machen und die Hoffnung, dass es morgen besser wird, scheinen aber auch keine Fragen zu brauchen.

Dass diese Filmszene nicht anders ausfällt – und dass Pfarrerinnen und Pfarrer ähnliche Erfahrungen beisteuern könnten –, ist nicht das Ergebnis ei-

18 Dabei geht es um die Vorbildwirkung im Lebenswandel. Vgl. dazu Kretschmar, Joachim: Sehen und gesehen werden. Perspektiven pastoraler Arbeit. Die Befragung „Pastorin und Pastor im Norden", in: PrTh 48/3 (2013), S. 133–139, S. 134.

19 Ein „professioneller" Umgang mit sich selbst gehört zum Kern der Seelsorgeausbildung – ganz gleich welcher „Schule". Was dem Einzelnen dabei zugemutet wird, soll ihm die Arbeit später erleichtern. In gewisser Hinsicht ist es ja tatsächlich so, dass sich ein Seelsorger im Gespräch auch „qua Person" zur Verfügung stellt.

20 Wörtlich lautet der Satz im Film: „Gott und Verstand haben nichts miteinander zu tun, sonst würden wir nicht ‚Gott' dazu sagen."

nes auf breiter Linie unambitionierten Theologiestudiums. Die wahrzunehmenden Unsicherheiten sind auch Folge einer Ausbildung, in der die Kommunikation des Evangeliums keineswegs im gemeinsamen Fluchtpunkt aller theologischen Disziplinen stünde – anders, als ich es eingangs idealisierend proklamiert habe.

Wenn wir uns darin einig wären, dass sich die Qualität eines auf das Pfarramt vorbereitenden Studiums der Theologie an seiner Brauchbarkeit für eine professionelle Kommunikation des Evangeliums bemäße, würden zum Beispiel dogmatische Themen nicht erst durch die ethische Perspektive einen expliziten Existenzbezug gewinnen, sondern schon durch ihren impliziten anthropologischen Horizont.[21] Kirchengeschichte würde vielleicht etwas weniger als Institutionsgeschichte und dafür mehr als „Lebensbewältigungsgeschichte der Christenheit“[22] in den Blick kommen. Und bei der Vermittlung des Werdens der biblischen Texte dürften *hermeneutische* Überlegungen, die auf einen *verstehenden Gebrauch* dieser Texte zielten (und allein schon aus theologisch-solidarischer Zeitgenossenschaft erbracht würden), niemals fehlen.

Wenn sich Pfarrer mit Hilfe von exegetischen Kommentaren auf ihre Predigt vorbereiten, machen sie jedoch häufig die frustrierende Erfahrung, dass diese Bücher nicht mehr für sie, sondern für die exegetischen Kollegen geschrieben werden.

Das war einmal anders. *Heinrich August W. Meyer* (1800–1873) schrieb seinen kritisch-exegetischen Kommentar über das Neue Testament als Pfarrer für Pfarrer. Die Edition stellte den Versuch dar, seinen Lesern auf Basis historischer, literarischer, grammatikalischer und philologischer Informationen ein eigenes Verständnis der Texte zu ermöglichen und deren Pointe zu erfassen. Die einzelnen Schriften sollten allein „auf der unerschütterlichen Basis der rationellen Philologie“ den „grammatisch-historischen Sinn der Texte ermitteln“. Eine darüberhinausgehende, die Vorlieben bestimmter philosophischer Schulen (Immanuel Kant, Friedrich Schelling) bedienende Bibelauslegung wurde explizit zurückgewiesen.[23] Paradoxerweise ist ausgerechnet in der Zeit der empirischen Wende das Interesse an einer

21 Vgl. Engemann, Wilfried: Aneignung der Freiheit. Essays zur christlichen Lebenskunst, Stuttgart 2007.

22 Dieser Aspekt der Kirchengeschichte wird heute vor allem von der Religionssoziologie wahrgenommen. Vgl. dazu insbesondere Essbach, Wolfgang: Religionssoziologie, Bd. 1: Glaubenskrieg und Revolution als Wiege neuer Religionen, Paderborn 2014.

23 Vgl. Hammann, Konrad: Heinrich August Wilhelm Meyer (1800–1873) – ein Lebensbild, in: Becker, Eve-Marie / Horn, Friedrich W. / Koch, Dietrich-Alex (Hrsg.): Der „Kritisch-exegetische Kommentar“ in seiner Geschichte. H. A. W. Meyers KEK von seiner Gründung 1829 bis heute, Göttingen 2018, S. 13–38, S. 25

> „existentialen Interpretation“ im Sinne *Rudolf Bultmanns* (1884–1976) und seiner Schüler (z.B. Hans Conzelmann und Günther Bornkamm) zugunsten der Berücksichtigung sozialgeschichtlicher Kontexte – wofür etwa *Gerd Theißen* (*1943) steht – zurückgegangen. Die exegetischen Lehrbücher davor sind noch stärker am Zusammenhang von Exegese und Hermeneutik, an Fragen der Existenzbewältigung, kurz, an der Kategorie des Seins als Basis theologischer Konzepte geprägt. Die Frage, „Was kann ich mit dem Text Gutes tun?“, hat sich vor die Frage nach dem *Seinsverständnis des entsprechenden Textes* geschoben. Diese Frage muss jedoch unabhängig davon beantwortet werden, was ich – soweit es mir gelungen ist, einen bestimmten Text zu verstehen – schließlich mit ihm „machen“, wozu ich ihn verwenden kann oder was ich ihn im Rahmen einer Predigt sagen lasse.

Den Exegetinnen und Exegeten an den Fakultäten sollte bewusst sein, dass sie – soweit es um Pfarramtstudierende geht – mit Menschen zu tun haben, die sich einmal professionell um die Kommunikation des Evangeliums kümmern können sollen. Dabei ginge es ja nicht um Anwendungstipps, nicht um Abstriche von der Eigenart und Eigensinnigkeit der Texte oder um sonst eine Erleichterung des Aufwands zur Erschließung ihrer Bedeutung. Es ginge um den Respekt vor der brisanten Frage nach den *hermeneutischen Konsequenzen*, die sich aus der Arbeit mit einem Text für die Kommunikation des Evangeliums ergeben. Dies wäre zugleich ein Signal „beruflicher Solidarität“ gegenüber den angehenden Pfarrerinnen und Pfarrern, ein Zeichen dafür, dass Theologinnen und Theologen ihre Arbeit – unter anderem auch – als eine Dienstleistung für ihre Kirche betrachten können. Pfarrerinnen und Pfarrer erwarten jedenfalls eine Theologie, die sich um das Evangelium nicht nur als gedankliches Substrat des Christentums bemüht, sondern das Evangelium *in actu communicationis* im Blick hat. (Nur weil es auch um Kommunikation geht, müssen ja keine Abstriche von der Wissenschaftlichkeit gemacht werden.)[24]

Das kann aber nur eine als *Handwerk* vermittelte Theologie, die nicht auf Kompetenzen im Rekapitulieren des pastoralen Berufswissens hinausläuft, sondern die im Theologie-*Machen*, im Theologie-*Treiben* besteht. Lehrenden

24 Ausführlichere Vorschläge zur stärkeren Integration des Subjektbezuges theologischer Arbeit in alle Fächer, die an einer Theologischen Fakultät gelehrt werden, habe ich in meinem Beitrag zur Ringvorlesung im Rahmen des 200-Jahr-Jubiläums der Evangelisch-Theologischen Fakultät Wien präsentiert: Engemann, Wilfried: Der kommunikative Anspruch an theologische Kompetenz. Zur Didaktik einer zeitgenössischen akademischen Theologie, in: Theologie der Zukunft – Zukunft der Theologie. Festschrift zum 200-Jahr-Jubiläum der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien 2021 (WJTh 14), Göttingen 2023, darin Punkt 3.: Zu den Konsequenzen für die Vermittlung von Praktischer Theologie.

käme dabei gleichsam die Funktion eines Sparringpartners zu, der die Theologie, die er austeilt, regelmäßig zurückfordert. Ein systematisches Seminar zur Gottesfrage würde dann z.B. in den Versuch münden, das eigene Gottesbild – theologisch argumentierend – zur Sprache zu bringen. Diskussionen über das Abendmahl würden darauf hinauslaufen, das eigene Abendmahlsverständnis theologisch begründen und seine Inszenierung liturgisch erläutern zu können. Die Auseinandersetzung mit einem biblischen Text würde einschließen, dessen Pointe mit Bezug auf Existenzfragen der Gegenwart zur Sprache zu bringen. Das alles schließt den Erwerb von „Handwerkswissen" und Übungen am „theologischen Werkstück" ein – in einer gewissen Analogie zum Studium der Musik: Wer Musik studiert, musiziert vom ersten Semester an; wer Komposition studiert, ist jedes Semester mit einer Komposition befasst. So sollte jemand, der „auf Pfarramt studiert", jedes Semester dazu angehalten werden, ein Ergebnis *eigener theologischer Arbeit zu präsentieren, das sich nicht auf einen Kommentar zu einem Kommentar beschränkt, sondern bei dem eine kohärente Positionsbestimmung die Hauptsache ist*. Diese Facette theologischer Arbeit ist bisher weitgehend homiletischen Seminaren vorbehalten. – Pfarrer „handwerkern" im Übrigen gern und identifizieren sich mit ihrem Beruf umso mehr, je deutlicher sie darin ihre Handschrift wiedererkennen.[25]

Bei der Ausstattung des entsprechenden „Handwerksschranks" haben auch die alten Sprachen ihre Berechtigung, die Pfarrerinnen und Pfarrern einen hermeneutischen Spielraum bei der Arbeit mit biblischen Texten gewähren, was diese Arbeit nicht nur interessant, sondern auch brisant macht. Ein solcher Handwerksschrank ist das Gegenmodell zu einem biblisch–dogmatischen Reliquienschrein, aus dem bei Bedarf die – weitere Fragen erübrigenden – Schlüssel zur Problemlösung hervorgeholt werden.

5. Zur pastoralen Tugend der „zweiten Naivität"

„Wenn wir jetzt auf die Frage antworten müssen: ‚Was ist dein Glaube?', wird's inquisitorisch."[26] Mit diesen Worten stellt sich der Studienleiter, selbst Pfarrer, schützend vor die Vikarinnen und Vikare. Er spürt, wie sie die Frage nach ihrem Glauben in die Enge treibt. Man ahnt als Zuschauer, wie anstrengend es für sie ist, sich gerade dieser Frage zu stellen. Glauben kostet sie Kraft – bis hin

25 In Bezug auf den Bereich der Predigtvorbereitung vgl. Müller, Annette C.: Predigt schreiben. Prozess und Strategien der homiletischen Komposition (APrTh 55), Leipzig 2014, z.B. S. 390– 392 u.ö.

26 Wörtlich lautet der Satz im Film: „Wenn wir sagen müssen, was ist dein Glaube, wird es inquisitorisch."

zum *sacrificium intellectus*.[27] Nachdem angehende Pfarrer während ihres Studiums verständlicherweise in einen theologischen Stimmbruch geraten sind, haben sie im Pfarramt manchmal Mühe, „mit neuer Stimme zu singen", ihre eigene „Tonlage" zu finden und mit emotionalem Gewinn religiös zu sein. Die nur ansatzweise assimilierten Glaubensüberzeugungen, die ihnen vor dem Studium noch problemlos über die Lippen kamen, stoßen ihnen auf.[28]

> Mit „theologischem Stimmbruch" ist die Erfahrung gemeint, dass sich das theologische Denken und die damit einhergehende Aufklärung während des Studiums schneller entwickeln als die – sich noch auf vormaligen, allmählich zerbröselnden „theologischen Vorstellungen" gründende – Glaubenswelt. Indem Studierende zum Beispiel damit befasst werden, wie es zur Bibel als „Buch der Kirche" gekommen oder wie Jesus „zum Sohn Gottes geworden" ist, werden bestehende – bis dato substantiell erscheinende – Überzeugungen angefochten. Den Begriff des „theologischen Stimmbruchs" hat wahrscheinlich *Helmut Thielicke* (1908–1986) geprägt: „Während des Stimmbruchs singt man nicht, und während des theologischen Stimmbruchs predigt man nicht – jedenfalls nicht ungehemmt und mit allen verfügbaren ‚PS'."[29] Allerdings schwebt Thielicke dabei vor, dass Studierende später zu den gleichen Grundüberzeugungen zurückkehren: Der einzelnen Student hat seines Erachtens nur „noch nicht jene Reife, die es ihm ermöglicht, das intellektuell Vorweggenommene und das als Reflexion ihm Zugängliche [. . .] in der Frische persönlichen Bekennens *wieder auszusprechen*. Man muss hier Geduld haben und warten können"[30]. – Kann es nicht sein, dass auch und gerade „das persönliche Bekenntnis" und das darin verankerte Gottesbild sich inhaltlich wandeln?

Die Metaphern der „Stimme", des „Singens" und der „Tonlage" deuten es an: Es geht um die Schwierigkeit, vom wissenschaftlichen Modus des kritischen Sondierens und differenzierten Erklärens in den Modus der Resonanz zu wechseln, den eigenen Klang zu vernehmen, das Vibrieren des eigenen Lebens zu spüren, Leidenschaft zu empfinden. Dafür mag es bessere Metaphern geben als die einer „zweiten Naivität"; gleichwohl geht es hier in der Tat um die Fä-

27 Vgl. das Zitat direkt unter Punkt 4.

28 Vgl. Jörns, Klaus-Peter: Notwendige Abschiede. Auf dem Weg zu einem glaubwürdigen Christentum, Gütersloh ^{5}2010 sowie Ders.: Die neuen Gesichter Gottes. Was die Menschen heute wirklich glauben, München 1997.

29 Thielicke, Helmut: Auf dem Weg zur Kanzel. Sendschreiben an junge Theologen und ihre älteren Freunde, Stuttgart 1983, S. 19.

30 Thielicke, Auf dem Weg; 1983 (s. Anm. 29), S. 18 f. Hervorhebung W. E.

higkeit eines Menschen, sich Gott, der Welt, den Menschen, den Künsten usw. „naiv" im Sinne von unbefangen, unkritisch und direkt zuwenden zu können. Es gilt, nicht nur im Modus des Einwirkens auf die Welt zu ihr, zu Gott und den Menschen in Beziehung zu treten, sondern indem man sich Gott und der Welt aussetzt, was mit Resonanzerfahrungen[31] einhergeht, in denen wir erleben, dass *etwas mit uns* geschieht. „Wenn wir Musik hören, einen Film schauen, ein Buch lesen oder [. . .] ins Museum gehen," tun wir das in der Erwartung einer Begegnung mit einem Klang, einem Bild, einer Vorstellung usw., die „zu uns spricht, uns verwandelt, etwas mit uns macht"[32]. Das betrifft auch den Umgang mit biblischen Texten: Ihnen theologisch auf den Grund gehen zu können, ist eine Frage hinreichender Ausbildung und damit „machbar". Zu diesen Texten – z.B. durch Meditation – eine Resonanzbeziehung aufzunehmen, in ihnen gleichsam in einem neuen Licht zu erscheinen und sie ein bisschen „verwandelt" wieder zu verlassen, ist immer einen Versuch wert, bleibt aber unverfügbar.[33]

Friedrich D. E. Schleiermacher (1768–1834) hat zu Recht auf die notwendige Unterscheidung von Theologie und Religion hingewiesen. Er hatte dabei aber keine Entfremdung der Pfarrer von der Religion im Blick, keine in dem Sinne versachlichende akademische Theologie, dass alle ihre „Gegenstände" in greifbarer Reichweite verfügbar wären, um möglichst effektiv zum heilvollen Einwirken auf die Welt eingesetzt werden zu können. Ohne eine Vermittlung bzw. Verknüpfung theologischer Einsichten mit religiösen Haltungen entbehrt die Theologie sowohl ihres Lebens- als auch ihres Kirchenbezugs.[34]

Bei der Frage nach der spirituellen Kehrseite einer sich im Pfarrberuf manifestierenden „theologischen Existenz" spielt natürlich auch das individuelle Glaubensverständnis von Pfarrerinnen und Pfarrern eine herausragende Rolle. Wo Glauben als ein Sich-Durchringen zu unglaublichen Gewissheiten[35] empfunden wird, besteht die Gefahr, dass Pfarrerinnen und Pfarrer *Glauben-Kön-*

31 Rosa, Hartmut: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 2018.

32 Rosa, Hartmut: Resonanzen im Zeitalter der Digitalisierung, in: Medienjournal 41/1 (2017), S. 15–25, S. 23.

33 Die Positionsbestimmungen der Theologinnen und Theologen, die sich an der in diesem Buch präsentierten Vortragsreihe beteiligt haben, lassen nicht nur die Sehnsucht nach einer solchen *praxis pietatis* erkennen, sondern bieten auch interessante Einblicke in entsprechende Versuche, sie zu leben. Vgl. in dieser Hinsicht u.a. die Beiträge von Arno Preis und Andreas Fasching.

34 Vgl. in diesem Zusammenhang die bemerkenswerte Studie von Ahlers, Botho: Die Unterscheidung von Theologie und Religion. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Praktischen Theologie, Gütersloh 1980.

35 Vgl. oben den einleitenden Absatz zu Punkt 5.

nen als eine auferlegte berufliche Herausforderung empfinden, statt dies als „geistliche" Haltung zu erleben, die mit Ermutigung und Gelassenheit einherginge. Um ihrem gleichsam „beruflichen Glauben" gerecht zu werden, versuchen es manche mit dem Rückzug aufs scheinbar sichere dogmatische Feld, wobei theologische Lösungen quasi in den Rang von Glaubensgegenständen erhoben werden; andere zeigen durch ihr Insistieren auf den *karitativen Ressourcen* der Gemeinde, was sie unter „gelebtem Glauben" verstehen. – Was tun? Die Rückkehr zu einer naiven, vortheologischen Frömmigkeit kommt bei diesem Beruf nicht in Betracht.

Natürlich gibt es auch Pfarrerinnen und Pfarrer, die längst eine Art „zweite Naivität" kultiviert haben und sich ganz bewusst Resonanzerfahrungen aussetzen bzw. sie suchen. Sie machen selbstverständlich von ihrem theologischen Wissen um das Werden der Bibel als „Buch der Kirche" Gebrauch und haben sich gleichwohl einen persönlichen, intimen, heiligen, resonanten Umgang mit diesen Texten erschlossen.[36] Sie wollen ohne faule Kompromisse wissenschaftliche Theologie treiben *und* – im eigentlichen Sinne – *fromm* sein: Sie möchten von der *lebensdienlichen Seite der Glaubenskultur des Christentums* profitieren, nicht nur ihren Lebensunterhalt damit verdienen. Dazu gehörte es nicht zuletzt, Christsein mit einem guten Lebensgefühl[37] zu verbinden, nicht mit kultischem Stress rund um Gottesdienste und Kasualien. Dazu gehörte es, sich nicht mehr vor der Alternative zu sehen, entweder gerne Mensch oder eben religiös – oder gar Pfarrer zu sein.

Dass Pfarrerinnen und Pfarrer – *ohne* Vernachlässigung ihrer theologischen Existenz – eine *religiöse* Praxis entwickeln, die nicht mit ihren beruflichen Verpflichtungen in eins fällt, versteht sich nicht von selbst. Anregungen zu einer theologisch konvergenten *praxis pietatis* sollten daher kontinuierlicher Bestandteil der Ausbildung sein. Die Funktion der Theologie gegenüber der Praxis des Christentums erschöpft sich ja nicht darin, sie *kritisch* zu begleiten, um etwa Fundamentalismus oder ekklesiogenen Neurosen entgegenzuwirken. Sie sollte sich auch als Argumentationshilfe eines Lebens aus Glauben bewähren: vielleicht im Sinne einer zeitgenössischen Mystik, bei der das Sein vor den Aktionen kommt – mit ihrem Faible für das Jetzt und Hier, mit ihrem Ansatz

36 Vgl. hierzu u.a. den Beitrag von Müller-Marienburg, Lars: Studium im Praxischeck. Universität und Gemeindearbeit im Wechselspiel, in diesem Band S. 117–131.

37 Vgl. Engemann, Wilfried: Lebensgefühl und Glaubenskultur. Menschsein als Vorgabe und Zweck der religiösen Praxis des Christentums, in: WzM 65/3 (2013), S. 218–237.

bei dem, was ist, nicht bei dem, was sein sollte, mit ihrem Interesse am Geheimnis des Menschen als Ebenbild Gottes.

> Dass ich an dieser Stelle ausgerechnet auf die Mystik zu sprechen komme, hat mit ihrem ausgeprägten Seins- und Gegenwartsbezug zu tun: Im Christentum geht es – evangelisch verstanden – im Kern nicht um Aktionen, sondern um ein Sein. Wir vergegenwärtigen uns im Glauben sowie im Gottesdienst usw., was ist, wie die Dinge liegen – wir werden dankbar gewahr, wie Gott zu uns steht usw. Überdies geht es im mystischen Denken stets um die Gegenwärtigkeit unserer Existenz. Im religiösen Rekurs auf die Vergangenheit (z.B. Schuld) und im permanenten Appell zu einem in Zukunft geändertem Handeln kommt die Jetztzeit, die Echtzeit, die gerade fließende Gegenwart als Heils- und Daseinszeit zu wenig in den Blick. Die Mystik erscheint mir aus einem weiteren Grund als Kategorie christlicher Spiritualität geeignet zu sein: In ihr ist die Idee des Geheimnisses Gottes und des Menschen, genauer gesagt, die (immer schon gegebene, nicht erst herzustellende) Gottebenbildlichkeit des Menschen von grundlegender Bedeutung, was eine zutiefst reformatorische Note hat. *Meister Eckhart* (ca. 1260–1328) hat für die Grunderfahrung von Religion das Wort „Gelassenheit“ erfunden, eine Erfahrung, die viel mit Lassen zu tun hat.

Hier schließt sich der Kreis: Wer sich im Rahmen dieser *praxis pietatis* an der Kommunikation des Evangeliums beteiligen will, muss keine Pumpstation in Schwung halten, sondern selbst vom Grundwasser schöpfen, das von selbst nachfließt.

Zwischen Menschen und Traditionen.

Von Wahrheit und Stimmigkeit, Haltung und Gelehrsamkeit[1]

von Marianne Pratl-Zebinger

Ich bin eingeladen worden, etwas Wunderbares zu tun, nämlich „meiner" Fakultät zum Geburtstag zu gratulieren: Wir Alumni sollen rückblickend in Worte fassen, was wir unserer universitären Bildung verdanken, oder, wie ich es verstehen möchte, welche Aspekte aus unserem Studium sich derart bewährt haben, dass sie persönlichkeitsprägend, also zu einer theologischen Grundhaltung geworden sind. Explizit sind wir aber auch gebeten, das Gegenteil zu benennen: An welchen Stellen spüren wir diese theologische Grundhaltung „bröckeln" und würden mehr Stütze von der Universitätstheologie brauchen? So jedenfalls möchte ich die mir gegebene Aufgabenstellung interpretieren.

Meine Antwort auf diese Fragen möchte ich in vier Schritten geben, die meinen Versuch zugleich strukturieren: Ich beginne mit Überlegungen zu Gott im Sinne einer theologischen Prämisse (*s. Abschnitt 1*). Anschließend widme ich mich der biblischen Überlieferung (*s. Abschnitt 2*) und der Frage nach Gemeinschaftsbildung und Gemeindeleitung; ich beziehe mich also auf das, was wir traditionell „Kirche" nennen (*s. Abschnitt 3*). Zuletzt werde ich dem Motiv des Gartens nachspüren und daraus einige Konsequenzen für gemeindeleitendes Handeln ziehen (*s. Abschnitt 4*).

1. Gott

Ich verdanke der Universitätstheologie zunächst eine Einsicht, die meine praktische Arbeit viel mehr prägt, als ich seinerzeit je vermutet hätte: Die Aussage *„Gott existiert"* ist erkenntnistheoretisch eine Prämisse. Und Prämissen haben die Eigenschaft, dass sie nicht selber Gegenstand des Denkens sind, sondern dass sie einem Gedankengang zugrunde bzw. *zuvor* liegen. Jede Wissenschaft weiß, worauf sie sich bezieht, unter welchen Bedingungen sie zu ihren

1 Vortrag vom 8.3.2021. Dr. Marianne Pratl-Zebinger ist Pfarrerin des Evangelischen Gemeindeverbandes Leibnitz-Radkersburg.

Aussagen kommt und welche Bedingungen daher erfüllt sein müssen, damit die erzielten Aussagen stimmig bleiben. Ich verdanke meinem Studium also drei grundlegende Erkenntnisse.

1. Das Setzen (und Erkennen) von Prämissen ist weder ungewöhnlich noch theologie-spezifisch, sondern wissenschaftlicher Standard. Keine Wissenschaft funktioniert ohne Voraussetzung.
2. Die empirischen Wissenschaften, die heute wie das „Non-Plus-Ultra" der Wahrheitsfindung erscheinen, sind nicht der Normalfall, sondern etwas ausgesprochen Spezifisches, das sehr speziellen Methoden, Regeln und Forschungssettings folgt.
3. Diese empirischen Wissenschaften sind bei Weitem nicht das einzige, was es im weiten Feld der *universitas literarum* gibt.

Ich habe also gelernt, mich mit meiner Theologie einzuordnen in den Kanon der verschiedenen Möglichkeiten menschlichen Denkens: Unter welchen Bedingungen ist es sinnvoll, etwas als „Glaubensaussage" zu bezeichnen? Wie verhält es sich mit Beweisbarkeit und Falsifizierbarkeit in Bezug auf Glaubensaussagen? Welche Aspekte theologischen Denkens gehören in welchen Bereich wissenschaftlicher Theoriebildung?

Es ist mir zu einer inneren Haltung geworden, die klare Unterscheidung von Glaubens- und Wissensfragen zu einem Kernkriterium verantwortungsvollen theologischen Redens zu machen und in jedem Bereich meiner Arbeit zu thematisieren, dass Glaubensaussagen nur dann sind, was sie vorgeben zu sein, wenn sie jenseits von Beweis und Gegenbeweis angesiedelt sind. Sie können gar nicht beweisbar sein. Sie liegen auf der Ebene von Prämissen. Wenn es anders wäre, so würde die Grenze zwischen Glauben und Nicht-Glauben tatsächlich genau entlang dessen verlaufen, was wir wissen können. Jeder menschheitsgeschichtliche Wissens-Zuwachs würde also den Glauben schrumpfen lassen und umgekehrt. Wo ich Glaubensaussagen aber korrekt als Prämissen verstehe, da schenkt diese Einordnung dem frommen Bewusstsein m.E. zwei wesentliche Entlastungen:

– Zum einen ist es eine Chance, die theologische Überheblichkeit aufzugeben. Es ist die Chance zu wissen: Meine Glaubensprämisse ist nicht zwingend und ich muss nicht so tun, als wäre sie es. Selbstverständlich kann man andere Prämissen setzen, denn keiner ist gezwungen zu sagen „Gott existiert" – was selbstverständlich nicht nur erkenntnistheoretisch, sondern auch theologisch bedeutsam ist, weil Glaube schließlich mit dem Heiligen Geist und damit mit dessen Unverfügbarkeit verbunden ist.